

## **Der Tulpenzähler**

Clara Christ

Jedes Jahr im April ging ich hinaus, um die Tulpen zu zählen.

Nicht die, die lustlos hinter schmutzigen Fensterscheiben herumstanden und dem grauen Himmel verächtlich ihr aggressives Rot ins Gesicht spuckten. Nein, diejenigen, die die jungen Frauen mit großen Kopfhörern und bedruckten Stoffbeuteln lässig unter ihrem Arm trugen. Jene, die in Bündeln ihre neugierigen Köpfe aus den Einkaufskörben älterer Damen streckten. Und solche, wie sie Mütter im Mai von ihren unbeholfen lächelnden Kindern in die Hände gedrückt bekamen. Ich zählte jede glückliche, die ich zu Gesicht bekam.

Die Frühlingsmonate sind traurig, denn mit den ersten Strahlen der Sonne wird uns allen plötzlich klar – oder nein, wir werden leichtsinnig und glauben - dass wir den Menschen, mit dem wir eng an eng den kalten Winter verbracht haben, nicht mehr brauchen. Wir trennen auf, was war, und knüpfen neu. Wir kaufen im Supermarkt frische Tulpen für neue Begegnungen, denn Rosen wären zu ernst und Orchideen zu ewig und Gänseblümchen zu unbedeutend. Und wir tragen unsere Sträuße da draußen mit uns herum, bis plötzlich einer merkt, dass wir alle gleich sind und wir uns auf einen neuen Sommer einlassen können.

Ich erinnere mich an diesen einen Mittwoch im April, vier oder fünf Jahre muss er her sein. Wir trafen uns auf dem Fahrradweg, sie kam mir entgegen. Wäre sie nicht mit dem Kopf in den Wolken gelaufen und hätte dabei die Füße tänzerisch zu einem stummen Rhythmus voreinander gesetzt, ihre Hände trotz des trügerischen Sonnenscheins in ihre Manteltaschen vergraben und ihr Atem dampfend, wären wir uns vielleicht nie begegnet. Wäre ich nicht so stur, wären wir uns vielleicht nie begegnet. Es widerstrebte mir, mich von den Fahrradfahrern auf einen unverhältnismäßig kleinen Teil des Bürgersteigs drängen zu lassen. Sie würde mir später sagen, dass sie mich rücksichtslos fände, und außerdem: Was, wenn sie an jenem Tag - statt zu Fuß auf der falschen Spur - fahrradfahrend auf der richtigen Spur mit mir zusammengestoßen wäre! - doch ich würde dagegen halten.

An jenem Mittwoch im April, als ich ihr begegnete, war die Welt müde. Nicht die Art von müde, die einen abends schlagartig überfällt, sondern die, die einen morgens nach dem Aufwachen noch im Bett hält, wie lauter kleine Cent-Stücke, die die Augenlieder und Füße beschweren. Sie spazierte mit großen Kopfhörern über den Ohren, einem bedruckten Stoffbeutel und einem Blumenstrauß im Arm unter dem eisblauen Himmel. Es war ein Tulpenstrauß, weiße Tulpen. Eine schöne Sorte, die ich nicht benennen konnte; runde weiche Blütenblätter. Sie erinnerten an den Schnee, den wir in jenem Jahr wieder nicht gehabt hatten, und an mein Kissen, nach dessen Wärme ich mich sehnte. Zum ersten Mal verstand ich, was Menschen meinten, wenn sie Bettlaken „blütenweiß“ nannten.

All diese Dinge kann ich nicht erzählen, weil ich sie in diesem Augenblick so wahrgenommen hatte, sondern nur, weil ich jedes Detail unserer Begegnung im Nachhinein genau analysiert habe. Ich wollte mir alles einprägen, für die Zukunft oder so. Nächte, die ich wachlegen und über die Farbe ihrer Mantelknöpfe und unseren ersten Wortwechsel gegrübelt habe. Inzwischen bin ich mir ziemlich sicher, dass es „Himmel“ von ihr und „Ach du meine Güte, Entschuldigung!“ von mir gewesen sein muss. Romantischer geht es kaum.

Woran ich mich allerdings glasklar erinnern kann, ist ihr Ellenbogen, der sich in meine Seite bohrte, als wir zusammenstießen und ich sie zu Boden riss. Es war nicht besonders glatt an diesem Tag, die ersten Sonnenstrahlen an dem einen Hochsommer-Wochenende im März hatten den letzten Rest Eis vertrieben. Tatsächlich waren wir einfach bloß unaufmerksam. Keiner von uns verletzte sich bei dem Sturz ernsthaft. Was schlimmer war, war die unangenehme Stille danach, während wir, ineinander verhakt wie zwei Kleiderbügel, auf dem feuchten Asphalt lagen. Der reine, ökologisch hergestellte Leinenbeutel hatte sich von der Bordsteinkante gestürzt und lag im graubraunen Matsch, provozierte mich. Lachte uns aus. Die Tulpen hingegen lagen sicher in ihren Armen, sie hatte sie geistesgegenwärtig abgeschirmt. Ich zählte zwölf Stück.

Ich half ihr auf ohne ihr in die Augen zu sehen, auch sie starrte verlegen zu Boden. Wir werden ein paar höfliche Worte gemurmelt haben, ehe wir uns aneinander vorbei schoben und jeder weiter seine Richtung ging. Fast so, als wären wir im selben Labyrinth verirrt und suchten, verschiedenen Pfaden folgend, das Ziel.

Erst als wir einige Meter voneinander entfernt waren, drehte ich mich nochmal um. „Schöne Blumen.“ Sie warf mir einen Blick über die Schulter zu. „Vom Blumenladen am Fischmarkt. Ich wohne nebenan.“ Sie lächelte.

Es war ein Mittwoch im April und alles war neu.

Es dauerte ungefähr 2 Wochen, ehe ich sie an einem Samstag im Mai in jenen Blumenladen gehen sah. Ich beobachtete sie aus sicherer Entfernung vom Fensterplatz im Café schräg gegenüber. Die Bedienung, die mir meinen Kaffee brachte, kannte mich inzwischen – Es war der dritte Nachmittag in Folge, dass ich dort saß. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, noch länger auf sie warten zu müssen. Kein Mensch ging schließlich so regelmäßig in Blumenläden ein und aus, richtig? Doch da war sie, ich erkannte ihren tänzerischen Gang sogar von der anderen Straßenseite hinter der Fensterscheibe aus wieder.

Weitere 2 Wochen später traute ich mich, sie anzusprechen. Wie zufällig tauchte ich hinter ihr in der Schlange auf. Kaufte einen Strauß Tulpen, die ich mit dem Beginn des Mais aufgehört hatte zu zählen. Ich glaube heute nicht mehr, dass sie mir mein Gerede von glücklichem Zufall abnahm, aber zumindest wirkte es damals. Sie traf sich mit mir auf einer Parkbank, wir beobachteten die Hunde, die mit ihren Menschen an der Leine vorbeispazierten, unterhielten uns über ihre Reisen und meine Lieblingsfilme, lachten. Die Zeit mit ihr fühlte sich an wie durch ein Fotoalbum mit den schönsten Momenten unseres Sommers zu blättern.

Es war ein Samstag im Mai und alles war perfekt.

An einem Freitag im Oktober tat sie mir das erste Mal weh, als wir in einem schlecht ausgeleuchteten indischen Take-Away-Laden saßen. In der Luft lag ein Hauch von Kreuzkümmel und Kardamom und sie sah mir in die Augen. Ihre waren im gelblichen Licht grüner als sonst.

Wir waren schon an dem Punkt in unserer Geschichte angekommen, an dem wir nostalgisch von unserem ersten Treffen schwärmen konnten. „Wieso bin ich dir aufgefallen?“, fragte sie beiläufig und lachte überdreht, als sie ihren Ärmel beinahe ins Linsen Dal tunkte.

„Die Tulpen, die du dabei hattest. Erinnerst du dich?“ Sie schüttelte verwundert den Kopf. Ich seufzte.

„Das ist so eine Angewohnheit. Eine Liste, die ich führe.“

„Was für eine Angewohnheit?“

„Von Anfang März bis Ende April zähle ich jede Tulpe, die ich sehe. Schreibe die Zahlen auf.“

„Die Blumen? Ernsthaft?“

Ein spöttisches Lächeln streifte ihr Gesicht, eines, wie ein kalter Luftzug.

„Was ist?“, fragte ich. „Ich musste nur an dieses eine Gedankenexperiment denken. Mit Pinocchio.“ Verwundert runzelte ich die Stirn. Die flackernde Kerze in der Tischmitte warf bunte Schattengestalten an die Wände des Restaurants. Sie tanzten um uns herum, schienen mit langen Fingern auf uns zu zeigen.

Nach einem langen Ausatmen fuhr sie fort: „Pinocchio, die Holzmarionette. Seine Nase wächst, wenn er lügt, richtig?“ Ich nickte. „Die Frage ist, was passiert, wenn Pinocchio selbst sagt: *Meine Nase wächst.*? Darüber kann man sich ewig den Kopf zerbrechen.“

Ich: „Na ja, er sagt die Wahrheit, also wächst sie, oder?“

Sie: „Aber wenn seine Nase wächst, zeigt das ja an, dass er lügt.“

Ich: „Also lügt er. Warte, aber... Was?“

Sie lachte, diesmal wirkte es echt. „Eben. Hast du das wirklich noch nie gehört?! Als Kind war ich so fasziniert davon.“

Rückblickend waren all unsere Gespräche so: Irgendwie ungenau, unruhig und dynamisch. Wie sprangen immer von einem Punkt zum nächsten. Manchmal vermisste ich das.

Ich wusste nicht so recht, was ich sagen sollte. Kopfschüttelnd starrte ich auf die Tischdecke, erhaschte einen Blick auf ihre Hände, die an ihrer Serviette zupften. Neben ihrer Gabel lagen lauter Fetzen. Sauber aufgetürmt.

„Manchmal glaube ich, du bist wie Pinocchio.“, murmelte sie beiläufig.

Es war ein Freitag im Oktober und alles war schwer.

An einem Montag im Dezember beschlossen wir, weiterzumachen. So nannten wir es. Nicht *beenden*, *weitermachen*. So als wären wir uns nur zufällig begegnet, wären ein Stückchen Weg zusammen gegangen und wären dann langsam auseinander gedriftet.

Unser Film hatte keinen Abspann. Die ruhigen Sekunden, in denen ein Zusammenschnitt der Filmmusik leise im Hintergrund läuft, lauter Namen über die Leinwand fließen und das Licht im Kinosaal langsam angeht, fehlten gänzlich. Wir endeten einfach. Abrupt.

Die letzten zwei Monate mit ihr sind mir kaum im Gedächtnis geblieben, ich habe sie mit den schönen Erinnerungen von April, Mai, Juni und Juli verdrängt. Ich weiß noch, dass es schmerzhaft war.

Überall um mich herum weihnachtlich erleuchtete Schaufenster und in mir alles taub und ein wenig dunkler als sonst.

Wir verabschiedeten uns etwas unbeholfen voneinander, im kühlen Flur ihrer Wohnung am Fischmarkt. Ich umarmte sie. Sie lächelte unglücklich.

Draußen begann ich zu weinen und hoffte, dass meine Atemwolke in der kalten Winterluft mein Gesicht verdeckte.

Es war ein Montag im Dezember und alles war grau.

Noch wochenlang sah ich sie überall: In Fußgängern, in Stoffbeuteln, in Parkbänken, in Kerzen, in Marionetten, in Servietten, in dem nie angerührten Päckchen Kardamom in meiner Gewürzschublade.

Und natürlich in jeder weißen Tulpe. Denn auch der Winter ging vorüber und ich wagte mich wieder hinaus, scheu wie ein wildes Tier. Die Menschen wachten auf und ich beobachtete. Und im April begann ich wieder zu zählen. Kleine Tulpen, große Tulpen, verwelkte Tulpen, liebevoll verpackte Tulpen. Jede glücklich, die ich zu Gesicht bekam. Ich bemerkte sie, lächelte in mich hinein und schrieb ihre Zahl auf meine Liste.

In jenem April waren es genau 12 weniger, als im Jahr zuvor.